

"Ein Strauss Veilchen, mein Herr?"

Autor(en): **Beaumont, W. de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 17

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Feinmechaniker-Lehrbuben wurde noch keine Präzisionsmechanik verlangt und der Optiker mußte am ersten Tage auch noch keine Brillengläser und Anastigmaten schleifen. Dafür wurde ihm aber zu seinem Erstaunen am Schlusse der Arbeitszeit ein Besen in die Hand gedrückt, damit er seinen Arbeitsplatz säubere. Der Schreinerlehrbub, der darauf gebrannt hatte, möglichst sämtliche Hobel „ausprobieren“ zu können, mußte zunächst einmal dem Meister den ganzen Tag bei der Reparatur zuschauen, sowie ein Pflaster holen, weil er sich vor lauter Schauen und Anlehnen einen Splitter eingemacht hatte. Recht enttäuscht war der Reber Ernst, der in seinem Zeugnis lauter Sechser und Fünfer gehabt hat und der jetzt „Kaufmann“ wird. Er träumte davon, schon am ersten Tage seiner Tätigkeit als „Stift“ höchst persönlich Briefe verfassen, Bestellungen aufgeben, Aufträge erteilen zu dürfen und in Wirklichkeit —

Liebe Buben, das hat alles noch Zeit! Der Weg jedes „Stiftes“ ist nicht leicht und führt durch verschiedene Türen. Aber das gute Ende, der Aufstieg, der wird nicht ausbleiben! Glückauf, euch Berner Lehrbuben von 1938! W. Sch.

„Ein Strauß Weilchen, mein Herr?“

Sie erwachte und stürzte an den Spiegel. Sie fand sich häßlich zum Erschrecken.

„Mina!“ rief sie.

Ein kleines, etwas kränkliches Mädel erschien im Türrahmen, aus dem der Geruch schlechten Kaffees hereinströmte.

„Was willst du?“

Mina antwortete gleichgültig aber freundlich. Sie hielt ein Stück Brot in der Hand, an dem noch die Spuren der Zähne zu sehen waren.

„Mina? Wie sehe ich heute aus?“

Die Kleine biß in ihr Brot und antwortete mit vollem Mund:

„So wie immer.“

„Es schien mir, als sei ich häßlicher oder hübscher; daß etwas verändert sei.“

„Nein, du bist wie immer.“

Als sie vor ihrer warmen Tasse saß und die Beine um die Füße ihres Sessels geschlungen hatte, fing sie zu erzählen an:

„Gestern abend bin ich sehr spät nach Hause gekommen. Du hast schon geschlafen. Denn, stell dir vor, ich bin der Liebe meines Lebens begegnet!“

„Der Liebe deines Lebens?“

„Ja, dem Mann, den ich liebe und bis zu meinem Tode lieben werde. Er heißt Bernard.“

„Bernard . . .“

„Er ist achtzehn, vielleicht zwanzig, oder dreißig Jahre alt, ich weiß es nicht. Aber er ist sehr schön, mit einer blau getupften Krawatte und einem grauen Schal. Hellgrau ist modern. Ja . . . höre: ich stand wie gewöhnlich an der Ecke der Rue Boissy d'Anglas mit meinem Korb Weilchen, es war 8 Uhr, und ich hatte noch mindestens zwanzig Büschel auf meinem Moos liegen. Da näherte er sich:

„Zu dieser Stunde haben Sie noch all das zu verkaufen?“ sagte er zu mir. „Aber morgen wird alles weß sein, mein armes Kind.“

Ich glaube, daß ich gelächelt habe, weil ich ihn gleich sehr lieb und sanft fand.

„Macht es Ihnen nichts aus“, fuhr er fort, „all diese Weilchen wieder nach Hause zurückzubringen?“

„Ob es mir nichts macht? O ja, sogar sehr viel!“ antwortete ich.

„Dann müssen Sie sie sofort verkaufen. Ich gebe Ihnen fünfzig Francs. Ist das genug?“

„O ja, mein Herr, es ist genug.“

„Da haben Sie“, und bei diesen Worten zog er eine ganz

neue Banknote aus seiner Brieftasche heraus.

„Wollen Sie alle Blumen zu einem Strauß gebunden?“ fragte ich ihn.

„Ich? Ich will Ihre Blumen gar nicht.“

„Aber — mein Herr, das kann ich nicht annehmen.“

„Oder doch, ja, ich will die Weilchen haben und freue mich, sie Ihnen schenken zu können. Binden Sie sie zu einem großen Strauß und stecken Sie ihn an, er wird Sie gut kleiden. Wie alt sind Sie?“

„Nicht ganz sechzehn Jahre.“

„Wie heißen Sie?“

„Ninette.“

„Sie sind sechzehn Jahre alt, Sie heißen Ninette und verkaufen Blumen. Das ist ja reizend. Wissen Sie, daß Sie sehr hübsch sind?“

Sie hielt einen Augenblick inne, nahm einen Schluck Kaffee und schnitt sich dann ein Stück Brot ab.

„Ich glaube eher, daß ich häßlich bin“, sagte ich ihm da.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Niemand! Der Spiegel.“

„Spiegel trügen. Ninette. Es ist abgemacht, ich schenke Ihnen diese Blumen. Und jetzt, da Sie nichts mehr zu tun haben, wollen wir miteinander gute Kuchen essen gehen. Dann führe ich Sie in ein Kino.“

Ich dachte, ich hätte es vielleicht mit einem Berrückten zu tun, aber er meinte es ernst.

Er führte mich zu Ladurée und zahlte mir drei Kuchen, und ich sah, daß ich auch sechs hätte haben können, wenn ich gewollt hätte. Dann gingen wir ins Kino auf Plätze zu fünfzehn Francs. Fünfzehn Francs, Mina! Soviel verdienen wir kaum zusammen an einem Tag.“

„Wann hast du erfahren, wie er heißt?“ fragte Mina.

„Sobald ich im Finstern neben ihm saß, fühlte ich mich etwas wohler. „Wie heißen Sie?“ wagte ich zu fragen.“

„Genügt es Ihnen, meinen Vornamen zu wissen? Bernard.“

„Ja. Ich möchte nur wissen, warum Sie mich hierher geführt haben?“

„Warum? Um Ihnen eine Freude zu machen. Würde es Ihnen auch Freude machen, wenn ich Sie umarme?“

„Wenn Sie mich umarmen? O ja!“

Er zog mich sanft an sich und küßte mich auf die Stirn. Sein Mund war warm und feucht, und ich glaubte, ich würde vor Glück sterben. Ich lehnte den Kopf an seine Schulter. Auf der Leinwand zogen Banditen vorüber, Damen in Abendkleidern, auch Paare, die sich küßten.

Ungefähr nach einer Stunde sagte er mir: „Sie müssen noch dableiben, Ninette, Sie sollen einen wirklich schönen Abend verbringen. Ich muß jetzt fortgehen.“

Er erhob sich und drückte mir die Hand. Ich hätte ihm gern ein Wort gesagt, aber ich brachte keinen Laut hervor, und bald war er weit fort, in der Dunkelheit verschwunden.

Um Mitternacht, bei strömendem Regen, habe ich meinen Korb geholt. Ich fuhr dann mit der Untergrundbahn nach Hause. Ich war glücklich, Mina! Wenn du wüßtest, wie ich ihn liebe! Das ist der Mann meines Lebens!“

„Glaubst du, daß du ihn wiedersehen wirst?“ fragte Mina.

„Aber natürlich werde ich ihn wiedersehen! Heute abend wird er kommen. Ich bin sicher, daß auch er mich liebt, daß er mir gesagt hat, ich sei hübsch, wo ich doch sehr gut weiß, daß ich häßlich bin. Wenn das nicht Liebe ist . . .“

Alle Tage, seit einem Jahr, verkauft die Kleine bis zum Abend ihre Blumensträuße an der Ecke der Rue Boissy d'Anglas.

„Für zehn Sous Weilchen, mein Herr, für Ihre schöne Dame.“

Alle Tage, bis zum Abend, hat sie alle Männer angeschaut, die vorübergegangen sind.

Eines Tages kam ein Paar vorbei, das allen andern gleich, und Ninette hörte den Mann zu seiner Begleiterin sagen:

„Willst du Weilchen haben, mein Liebling?“

Sie trug einen großen Blaufuchsfragen, und hinter ihrem kleinen Schleier sah man klare und lächelnde Augen. Sie wählte einen Strauß. Bernard zog eine Münze hervor. Als er dem Blick der kleinen Verkäuferin begegnete, erhellte sich sein Gesicht.

„Ninette“, sagte er, „haben Sie noch all das zu verkaufen? Alle Tage ist nicht Feiertag.“

„Kennst du diese Kleine?“ fragte die vornehme Dame, während sie die Weilchen an ihrem Kragen befestigte.

„Stell dir vor, ich habe den Streich begangen, sie eines Abends ins Kino zu führen. Dir verdankt sie diese unverhoffte Freude. Es war der Tag, an dem du mir zum erstenmal gesagt hast, daß du mich liebst. Ich bin von dir wie trunken weggegangen, ich war toll vor Glück. Und irgend jemand sollte an meinem Glück teilhaben. Die Kleine stand da, Sie verkörperte in diesem Augenblick für mich das ganze Leben, die ganze Liebe, die gesamte Weiblichkeit! Sie machte mich barmherzig für einen Abend. Ich wollte am liebsten, daß alle Frauen der Welt an diesem Abend glücklich seien wie ich und du es waren. Diese kleine Ninette war reizend, schüchtern, schweigsam — entzückend in einem Wort. Ich bin nicht einmal sicher, ob ich sie nicht geküßt habe — ja, keusch, wie man Blumen berührt.“

„Du wirst mich noch eifersüchtig machen.“

„Eifersüchtig? Auf einen Weilchenstrauß? Aber Liebling!“

Als man Ninette aus dem Kanal Saint-Martin zog, wollte sie nicht sagen, warum sie hatte sterben wollen. Sie fragte nur, ob ihr Name in den Zeitungen gestanden hätte, wenn man sie zu spät gerettet hätte.

„Nein, meine arme Kleine. Sie sind weder eine Herzogin noch ein Kinostar“, antwortete die Krankenschwester.

Sie blieb sehr lange nachdenklich.

„Nun, dann — wenn er es nicht einmal gewußt hätte . . .“ sagte sie schließlich.

Sie fand mit Recht, daß sich so etwas nicht lohne und begann das Leben mit ganz andern Augen zu betrachten.

W. de Beaumont.

Weltwochenschau

Von der „Erziehung der Presse“.

Die Bundesstadt hat ihren kleinen Presse-skandal zu verzeichnen: Einen Aufsatz in der „Berner-Tagwacht“, einen Protest der deutschen Gesandtschaft gegen diesen Aufsatz und die darin enthaltene Beschimpfung des Führers, eine Sitzung im Bundeshaus mit der konsultativen Pressekommission, eine Verwarnung des sündigen Blattes mit der Drohung des Verbotes für befristete Zeit im Wiederholungsfall, und nachher ein vorläufiges „Schwamm drüber“. Die Presseleute vor allem, aber auch andere Leute, die sich ihre Gedanken zur Sache machten, sind sich über die relativ geringe Bedeutung des Handels im Klaren. Bevor der einmal zu erwartende große deutsche Vorstoß zur Entwaffnung der demokratischen Weltpresse erfolgt, wird man die kleinen Zeitungen der Schweiz in Berlin nicht beständig beobachten; wenigstens wird nicht gegen alle Artikel protestiert werden.

Es gab ja vor einiger Zeit auch einen Protest Mussolinis gegen eine Zürcher Landzeitung, die den Wert der italienischen Armee herabgesetzt; man nahm in Bern diesen Protest noch weniger wichtig als den letzten deutschen; der italienische Diktator mußte jedenfalls erfahren, daß die Schweiz ihren Zeitungen den Maulkorb nicht anzieht . . . und so wirds vorläufig ja noch bleiben. Vorläufig! Was nachkommt, wissen wir noch nicht. Die Diktatoren müssen sich ja sagen, daß die britischen und französischen Blätter zuerst geschwiegt werden müßten, und schweigen einmal diese, dann müssen die der kleinen Staaten ja von selbst umlernen.

„Umlernen“? Man hat vor ungefähr einem Vierteljahr die ersten deutschen Taster in England erlebt; Herr von Ribbentrop war der Ansicht, die Regierungen sollten sich gegenseitig versichern, daß die politischen Systeme nicht angegriffen würden. Artikel mit Angriffen dieser Art müßten irgendwie „diskriminiert“ werden können, als Einmischungen in die innern Angelegenheiten der Andern. England winkte ab. Die Rechte seiner Presse seien die und die und damit basta.

Möglich, daß dies nicht mehr lange so bleiben wird. Kommen die Westmächte via Rom mit Berlin ins Gespräch, dann erfolgt zweifellos auch der Versuch, London und Paris zur schärfern Zügelung der faschistenfeindlichen Organe zu veranlassen. Die Tschechen haben ja die deutschen Emigrantenblätter zur Abwanderung nach Paris veranlaßt oder werden sie veranlassen.

Wir gehen ganz sachte einer obrigkeitlichen Reglementierung der bisher freien Presse entgegen. Die Diktaturstaaten haben ihre vom Propagandaministerium dirigierte Redaktionen, die nur noch schreiben, was die Regierung will. Wir und die andern Demokratien werden in einem halben Jahrzehnt „wohlerzogene“ Blätter haben, die nicht mehr schreiben dürfen, was der Obrigkeit mißfällt. Es wäre noch eins, wenn sie ihre Kritik so klug und sachlich halten müßten, daß die „weltanschaulichen Artikel“ tiefere als nur Sensationswirkung hätten. Allein es wird der „Weltanschauung“ selbst an den Leib gehen!

Britisch-italienisches Abkommen.

Zu Ostern ist in Rom von Lord Perth und Graf Ciano das britisch-italienische Abkommen unterzeichnet worden. Ein Abkommen, das den Geist des gegenseitigen Mißtrauens atmet und zum voraus erwarten läßt, daß der Kampf weiter geführt wird. Vielleicht unter höflichen Masken als bisher, dafür aber umso listiger. Allen Optimisten, die von einer „frohen Osterbotschaft“ gesprochen, möchte man in Erinnerung rufen, welche Grundmaxime Mussolinis Politik und ebenso die britische beherrscht: Alles für den eigenen Staat, nichts für die andern. Ausgleich dienen dem Gewinn notwendiger Ruhepausen; sind verschobene Kraftproben. Man paktiert mit allen, sofern dies nötig wird, und verschwört sich gegen alle, wenn sie dem eigenen Vorteil im Wege stehen.

Mussolini wird weiterhin versuchen, von den Engländern mit deutscher Hilfe, und von den Deutschen mit britischer Hilfe zu erlangen, was der größeren Blüte Italiens dient, der Blüte, wie die Diktaturen sie verstehen. Das Osterabkommen ist die Frucht einer erfolgreichen, mit „Achsenpolitik“ und „Intervention, genannt Nichtintervention in Spanien“ durchgeführten Druckpolitik. Böswillige Beobachter nennen es Erpressung. Nun ist der Coup gelungen, die Revanche für die Völkerbundsblockade genommen, der britische Druck abgeworfen. Es kann nunmehr ein neues Kapitel beginnen: Ausnützung des Ausgleichs mit England, um gegenüber Deutschland die geschwächte Position zu befestigen.

Inhaltlich besagt das Abkommen, daß man den Status im Mittelmeer nicht ändern wolle. Italien setzt seinen Truppenbestand in Lybien auf die Hälfte herab. Es verspricht, bei Beendigung des Bürgerkrieges in Spanien seine „Freiwilligen“ samt dem Kriegsmaterial zurückzunehmen. Die britischen Interessen am Roten Meer, in Südarabien usw. werden römischerseits anerkannt, und von den Italienern sollen keine Eroberungsversuche im Yemen unternommen werden. Interessant ist, daß Italien auch allfällige Grenzverschiebungen in Arabien, d. h. britische Erwerbungen, anerkennt. England anerkennt dagegen das italienische Imperium, das heißt, wird es anerkennen, nachdem im Völkerbund die Wege dazu geebnet sein werden. Das förmliche Versprechen, in Genf auf diese allgemeine Anerkennung, also auf die Preisgabe Abessinien zu wirken, ist Bestandteil des Abkommens.